

Redaktion NZZ
Ressort Feuilleton

Ellikon an der Thur, 9. Juni 2026

STELLUNGNAHME ZUM ARTIKEL «DER RÜCKFALL WIRD ZUM KONSUMEREIGNIS» VOM 6. JUNI 2026

Nicht Watte, sondern Präzision

Der Beitrag «Der Rückfall wird zum Konsumereignis» greift eine wichtige Diskussion auf. Dabei dient das «Konsumereignis» erkennbar als Aufhänger für eine breitere Kritik an sprachlichen Veränderungen in Medizin und Psychologie. Gerade weil dieser Begriff im Artikel eine zentrale Rolle spielt, möchten wir uns als spezialisierte Klinik für Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit dazu äussern.

Tatsächlich kann Fachsprache steril, sperrig oder lebensfern werden. Auch Psychiatrie und Suchthilfe sollten sich dieser Diskussion stellen. Gleichzeitig lohnt es sich, genauer hinzusehen: Nicht jede Veränderung von Begriffen ist Ausdruck übertriebener Rücksichtnahme. Oft spiegelt sie ein verändertes fachliches und gesellschaftliches Verständnis wider.

Dabei geht es in der Suchthilfe nicht darum, Menschen vor der Realität ihrer Krankheit zu schützen oder Verantwortung aufzulösen. Im Gegenteil: Suchtfachpersonen haben lange dafür gekämpft, dass Abhängigkeit als Erkrankung verstanden wird – und nicht als Willensschwäche, Charaktermangel oder moralisches Versagen. Dieses Verständnis ist noch immer nicht überall angekommen, oft auch nicht bei den Betroffenen selbst, die sich schämen, abwerten und ihr Leiden als persönliches Scheitern deuten.

Gerade deshalb ist Sprache in der Suchthilfe keine Nebensache. Sie transportiert Haltung. Die moderne Suchtmedizin verwendet krankheitsbezogene und personenzentrierte Begriffe nicht, um etwas zu beschönigen, sondern um präziser zu sein: Abhängigkeit ist eine Erkrankung mit biologischen, psychologischen und sozialen Ursachen – und sie betrifft einen Menschen, ohne ihn auf diese Erkrankung zu reduzieren.

Der Begriff «Rückfall» zeigt diese Spannung exemplarisch. Für viele Betroffene bedeutet er, wieder am Anfang zu stehen oder bereits Erreichtes verloren zu haben. Genau das erleben wir in der klinischen Praxis jedoch selten. Die meisten Menschen verlieren durch erneuten Konsum nicht ihre Krankheitseinsicht, ihre Erfahrungen oder die Fortschritte, die sie bereits gemacht haben. Solche Situationen liefern oft wichtige Hinweise auf Auslöser, Risikosituationen oder bisher unzureichende Bewältigungsstrategien. Entscheidend ist deshalb, dass Betroffene nach erneutem Konsum möglichst rasch und niederschwellig wieder in die Behandlung zurückfinden – ohne Beschämung, aber mit klarer Auseinandersetzung mit dem Geschehenen. In diesem Sinn können Konsumereignisse Teil eines Genesungsprozesses sein – ohne dass ihr Ernst verharmlost wird.

Die Anerkennung einer Erkrankung hebt Verantwortung nicht auf. Sie verändert aber den Blick darauf: weg von der moralischen Bewertung hin zum konstruktiven Umgang mit der Erkrankung. Genau darum geht es in der Behandlung: Auslöser erkennen, Strategien weiterentwickeln, Unterstützung rechtzeitig nutzen und den Genesungsweg fortsetzen.

Sprachliche Veränderungen entstehen zudem selten im luftleeren Raum. Sie folgen gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und fachlichen Entwicklungen. Wenn sich Begriffe ändern, ist das nicht automatisch Euphemismus. Oft zeigt sich darin ein genaueres Verständnis von Krankheit, Würde, Behandlung und den Erfahrungen der Betroffenen.

Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht, welches Wort verwendet wird. Entscheidend ist die Haltung, die Sprache trägt. Psychiatrische Sprache muss klar sein, ohne hart zu werden. Sorgfältig, ohne auszuweichen. Menschlich, ohne zu beschönigen. Zwischen Euphemismus und Beschämung liegt der Raum, in dem Behandlung und Veränderung überhaupt möglich werden.

Dr. sc. ETH Christian Lorenz
Leitung Medizinisch-Therapeutischer Bereich

PD Dr. med. Thomas Maier
Leitung Ärztlicher Bereich

Der «Rückfall» wird zum «Konsumereignis»

Mit neuen Begriffen hüllen Ärzte und Psychologen die Wirklichkeit in Watte ein. Ob das Betroffenen hilft, ist fraglich

BIRGIT SCHMID

Im schönen deutschen Wort «Rückfall» ist eigentlich alles enthalten. Wer einen Rückfall erleidet, fällt zurück auf dem Weg zur Heilung. Er ist gestolpert, muss jetzt wieder aufstehen und den Weg, auf dem er zurückgefallen ist, möglichst fortsetzen. Doch aus dem «Rückfall» ist in Suchtkliniken das «Konsumereignis» geworden.

Psychologen, Ärztinnen und Pflegefachleute lernen bereits in der Ausbildung, weshalb sie im Umgang mit Patienten gewisse Wörter vermeiden sollten. So gilt der Rückfall heute als zu moralisch wertend. Denn damit vermittelt man dem Alkoholiker oder Drogenabhängigen, dass er schwach ist oder versagt hat. Da ist «Konsumereignis» angeblich das sachlichere Wort: Was passiert ist, dass nämlich jemand wieder zur Flasche griff oder zu viele Schmerztabletten schluckte, bedeutet noch nicht das Ende des Weges, sondern es kann ein einmaliges Ereignis gewesen sein. Vielleicht lässt sich daraus lernen. Betont wird damit der Prozess.

Bitte keine Schuldzuweisung

Allerdings brauchen die Zeilen oben bereits auch schon wieder eine Korrektur. Man sagt heute nicht mehr Süchtiger, Alkoholiker oder Drogenabhängiger. Sondern korrekt heisst es «Mensch mit einer Alkoholgebrauchsstörung» oder «Mensch mit einer Abhängigkeitserkrankung». Warum? Um zu betonen: Der Mensch ist nicht seine Krankheit, sondern er hat sie. Spricht man von einem Alkoholiker oder einem Drogensüchtigen, reduziert man die Identität dieser Person auf ihren Substanzmissbrauch.

Man sagt übrigens auch nicht mehr Substanzmissbrauch. Missbrauch ist mit einer Schuldzuweisung verbunden, mit moralischer Verwerflichkeit und kriminellem Verhalten. Man beschuldigt den Betroffenen gewissermassen, er nutze die Substanz falsch. Oder habe einen schwachen Charakter. So deuten es die Sprachreformer der Psyche.

Also wurde der Substanzmissbrauch durch die Substanzgebrauchsstörung ersetzt. Die Störung im neuen Wort weist darauf, dass eine Ursache für den Konsum von Alkohol oder Drogen auch im Gehirn liegen könnte. Den Betroffenen trifft keine Schuld für sein Verhalten. Der Betroffene soll so von seiner Scham befreit werden.

Zumindest die Bezeichnung «clean» oder «trocken sein» müsste eigentlich



ILLUSTRATION SIMON TANNER / NZZ

unverfänglich sein. Doch auch diese Wörter gilt es heute zu vermeiden. Im Umkehrschluss könnte «clean» nämlich heissen: Wer nichts konsumiert, ist sauber. Wer konsumiert, ist schmutzig. «Abstinenz sein» ist also neutraler. Oder wenn jemand «in stabiler Genesung» ist.

Der verwaltete Patient

Sprache formt die Wirklichkeit. Mit ihr drückt man Haltungen aus. Ihre Versachlichung im psychologischen Bereich fällt auf, weil es hier um Menschen geht und ein Verständnis für sie, um Mitgefühl, aber auch darum, dass man sie in ihrer Not ernst nimmt. Viele Umbenennungen tönen kalt und wissenschaftlich-verwaltend. Die «Fachperson» spricht nun bevorzugt von ihren «Klienten». «Klient» neu für «Patient». Denn die Behandlung soll «auf Augenhöhe» stattfinden und die begriffliche Entpathologisierung empathisch wirken. Der Gemeinte hat so weniger das Gefühl, er sei krank und seinen Heilern unterlegen.

Bei manchen alten Begriffen ist klar, dass man sie nicht mehr sagen kann.

Die Demenz löste den Altersschwachsinn ab, Trisomie 21 das Down-Syndrom und dieses den Mongolismus. Der Geistesranke wandelte sich zur psychisch kranken Person, die nicht mehr in die Irrenanstalt, sondern in die Psychiatrie kommt. Der Schwachsinnige, Debile oder Idiot wurde irgendwann zum «Menschen mit geistiger Behinderung». Als auch dies als zu respektlos empfunden wurde, wurde daraus die «Person mit kognitiver Beeinträchtigung» oder die «Person mit kognitiver Entwicklungsverzögerung».

Gerade dieses Beispiel zeigt, dass zahlreiche Diagnosen schon mehrfach umbenannt wurden. Der amerikanische Psychologe und Linguist Steven Pinker nennt dies den Euphemismus-Kreislauf: Das neue, freundlichere Wort wird im Lauf der Zeit von der Gesellschaft ebenfalls negativ bewertet. Also muss ein neues Wort her, bis auch dieses wieder einer Beleidigung gleichkommt.

In den grossen klinischen Diagnosehandbüchern lässt sich nachverfolgen, wie die Psychiatrie humaner wurde, also weniger strafend und ausgrenzend.

Im DSM-5 und im ICD-11 hat die «Geschlechtsidentitätsstörung» der «Geschlechtsdysphorie» Platz gemacht: Sich im falschen Körper zu fühlen, korrekter: geboren zu werden, ist keine psychische Krankheit mehr. Aber es kann daraus ein Leidensdruck entstehen.

«Pervers» wird zum Pfui-Wort

Als hoffnungslos veraltet und unwissenschaftlich gilt «Perversion», lange ein zentraler psychoanalytischer Begriff, der die menschliche Sexualität zu verstehen half. Pervers waren sexuelle Neigungen und Verhaltensweisen, die von der gesellschaftlich definierten Norm abwichen. «Wir sind alle pervers», hat Sigmund Freud gesagt. Das Wort «Paraphilie» hat die Perversion abgelöst. Aber nicht ausgelöscht.

Die Paraphilie veranschaulicht, wie sexuelle Vorlieben normalisiert werden sollen – weg vom sittlich Anstössigen. Sexuelle Fetische wie BDSM werden nur noch als psychische Störung bewertet, wenn die Neigung psychisch belastet oder man anderen damit schadet,

wie etwa bei der Pädophilie. Nur dürften die wenigsten wissen, was mit Paraphilie gemeint ist. Solche Umbenennungen sind nicht bloss steril, sondern in ihrer Sperrigkeit selbst ausgrenzend. Wie soll ein Patient den Psychiater da noch verstehen? Der Sprache fehlt die Abgründigkeit, welche die menschliche Psyche kennzeichnet.

Sie wollen fett genannt werden

Die neuen Wörter sind eine «Herausforderung» (ehemals «Schwierigkeit») für die Vorstellungskraft. Man vermisst das Lautmalerische und die Bildhaftigkeit an ihnen. Dabei geht es nicht um Bezeichnungen wie Fettsucht oder Fettleibigkeit, die aus gutem Grund auf dem Index stehen, weil dahinter nicht mangelnde Disziplin steht, sondern oft eine

Die «Fachperson» spricht nun bevorzugt von ihren «Klienten». Denn die Behandlung soll «auf Augenhöhe» stattfinden.

Stoffwechselerkrankung. Dem wird das heute gängige Wort Adipositas gerecht. Auch vom «Menschen mit höherem Körpergewicht» ist die Rede. Betroffene ziehen «mehrgewichtig» statt «übergewichtig» vor, um zu betonen: Es gibt kein «richtiges» Gewicht.

Manchmal lehnen sich die Umbenannten auf, die sich entmündigt vorkommen durch die glatt gebügelte Sprache. Während Psychologie und Medizin das Wort «dick» vermeiden, fordert es die Fat-Acceptance-Bewegung zurück. Aus ihrer Sicht ist fett sein eine Körpereigenschaft, die nichts Verletzendes hat, sondern zur Identität gehört.

Das «Konsumereignis» verdeutlicht es: Eine achtsame, von jedem Kränkungs potenzial gereinigte Sprache soll einen von der Verantwortung entlasten, die man bei allen Zumutungen des Lebens für das eigene Wohlergehen trägt. Dabei stellt jeder Mensch auch immer wieder eine Zumutung für sich selbst dar. Man kann dies mit beschönigenden Begriffen leugnen. Oder ein Leiden anerkennen, indem man es klar und geradeheraus benennt.

Martin Scorsese arbeitet mit einem KI-Unternehmen zusammen

Künftig möchte der Hollywood-Regisseur seine Storyboards mithilfe der Technologie von Black Forest Labs erstellen. Was bedeutet das für den Film?

HANNES BOOS

Das Misstrauen der Filmwelt gegenüber künstlicher Intelligenz sitzt tief. Der Hollywood-Star Emily Blunt nannte die Erschaffung einer KI-Schauspielerin «furchterregend». Der Regisseur Guillermo del Toro sagte, er würde «hersterben», als in seinen Filmen KI zu benutzen. Und bei einem grossen Streik 2023 forderten amerikanische Autoren und Schauspieler Schutz vor dem Einsatz generativer KI.

Entsprechend heftig fielen teilweise die Reaktionen aus, als Martin Scorsese vergangene Woche eine Partnerschaft mit der KI-Firma Black Forest Labs ankündigte. Der 83-Jährige ist einer der bedeutendsten lebenden Regisseure; Filme wie «Goodfellas» oder «Taxi Driver» haben das amerikanische Kino geprägt. Und er gilt nicht als jemand, der sich jedem Trend anschliesst: Die Superheldenfilme von Marvel verspottete er einst als «Freizeitpark»-Attraktionen. Als kommerzielle Ware statt wirklicher Kunst.

Nun wird Scorsese als «Berater» auf der Website der KI-Firma Black Forest

Labs aufgeführt. Laut der «New York Times» soll er dort seit letztem Jahr auch als Partner beteiligt sein. Das Startup ist in Freiburg im Breisgau angesiedelt, wird mit über 3 Milliarden US-Dollar bewertet und gilt als deutsche Hoffnung im weltweiten KI-Wettbewerb. Bekannt ist die Firma für «Flux» – ein Werkzeug, mit dem sich über Textbefehle detaillierte Bilder erstellen lassen. Das will Martin Scorsese nun für seine Filme nutzen. Statt wie bis anhin jede Szene Bild für Bild manuell für das Storyboard (die Visualisierung des Drehbuchs) zu skizzieren, soll künftig der Computer diese Arbeit übernehmen.

Auf Kosten von Fachkräften

Für die Freiburger Unternehmer bedeutet die Zusammenarbeit mit Scorsese einen Prestigegewinn. Mit dem Oscar-prämierten Altmeister an Bord könnte KI als kreatives Werkzeug für Filmschaffende an Legitimität gewinnen. Scorsese wird auf der Unternehmenswebsite als «meisterhafter Geschichtenerzähler, dem das filmische Handwerk sehr am Herzen liegt», angepriesen.

Auch Scorsese selbst hält sich mit Lob nicht zurück: Der Einsatz von künstlicher Intelligenz sei für ihn «kreativ befreiend», heisst es in einem Statement auf der Unternehmenswebsite. Und weiter: «Denken Sie daran: Das Kino ist ein junges Medium, erst etwa 125 Jahre alt, daher müssen wir offen dafür sein, wie es sich weiterentwickeln kann.»

Karla Ortiz, eine Illustratorin, die an mehreren Marvel-Filmen mitgewirkt hat, schreibt auf X: «Er [Scorsese] wirkt jeden einzelnen Storyboard-Künstler, mit dem er je zusammengearbeitet hat, den Wölfen zum Frass vor, während er ihre Existenzgrundlage mit Modellen zerstört, die wahrscheinlich auf genau den Werken dieser Storyboard-Künstler trainiert wurden.» Und der Animationskünstler Samuel Deats schreibt: «Ich brauche nur Sekunden, um eine Einstellung zu storyboarden.» Es gebe keinen Grund, dafür KI zu nutzen.

Nach allem, was bis jetzt bekannt ist, will Scorsese KI nur für die Erstellung von Storyboards verwenden. Doch viele Kritiker sehen in solchen Anwendungen keine isolierten Experimente, son-

dern den Beginn einer Entwicklung, an deren Ende kreative Arbeit zunehmend automatisiert werden könnte. «Künstliche Intelligenz wird von Produzenten und führenden Kreativen genutzt werden – auf Kosten von Tausenden Fachkräften» lautet ein Topkommentar unter dem «New York Times»-Artikel. «Das hört nicht bei Storyboards auf», prophezeit ein anderer Kommentar.

Kreative Kontrolle

Ganz so überraschend, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, ist Scorseses Begeisterung für KI nicht. Als Regisseur zeigte er sich schon in der Vergangenheit offen für technologische Innovationen. Den Film «Hugo Cabret» drehte er 2011 in 3-D. Und in seiner Mafia-Tragödie «The Irishman» (2019) liess Scorsese das Gesicht seines Lieblingsschauspielers Robert De Niro digital verjüngen.

Die KI-Technologie kommt zudem womöglich Scorseses Selbstverständnis als «auteur» entgegen, der bei seinen Filmen Wert auf viel kreative Kontrolle legt. Dies zeigt sich in einem Vi-

deo, das der Regisseur gemeinsam mit Black Forest Labs veröffentlicht hat. «Niemand auf dem Set weiss, welches Bild du im Kopf hast», sagt Scorsese dort. Die immerwährende Herausforderung sei: «Wie kriegst du das, was du hier drinnen siehst» – Scorsese tippt auf seinen Schädel – «nach draussen? Auf das Set?» Die Rolle des Regisseurs vergleicht er mit einem Maler: Die KI soll als Pinsel dienen, der die Bilder im Kopf des Regisseurs für die Crew sichtbar werden lässt.

Vielleicht liegt hier tatsächlich eine der interessantesten Möglichkeiten von KI im Film: dass Regisseure ihre Vorstellungen unmittelbar in Bilder übersetzen können. Scorsese würde wohl sagen: Das Kino kommt damit der Vision im Kopf des Regisseurs ein Stück näher. Seine Kritiker würden dagegenhalten, dass Film nie nur das Werk einer einzelnen Person gewesen ist: Auch Storyboard-Zeichner, Schauspieler, Kameraleute und Set-Designer prägen das Kunstwerk mit ihren eigenen Ideen. Welche dieser beiden Auffassungen die überzeugendere ist, dürfte die Branche noch lange beschäftigen.